

KARL MAY



DIE LIEBE DES ULANEN IV
Der Spion von Ortry

Weltbild

Die Liebe des Ulanen

Roman aus der Zeit
des Deutsch-Französischen Krieges

von

Karl May

Band IV

Weltbild

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1901
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,
herausgegebenen Buchfassung mit den Einzeltiteln der Buchausgabe
von 1905 in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.sammler-editionen.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen
erschienenen Print-Ausgabe
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Kolorierung der historischen Illustrationen:
Sascha Wullemet, München
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
unter Verwendung einer kobrierten Originalillustration
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-95569-975-8

Der Spion von Ortry

Roman
von

Karl May

Band IV des Romans
»Die Liebe des Ulanen«

Weltbild

1. Kapitel



s war ein wunderschöner Morgen über der Gegend von Ortry aufgegangen. Die Sonne hatte den Tau von den Blättern und Halmen verschwinden lassen, nur hier und da glänzte noch ein silberner Tropfen aus dem tiefen Kelch einer Blume hervor.

Um diese Zeit pflegte Marion de Sainte-Marie dem Unterricht beizuwohnen, welchen Doktor Müller ihrem Bruder Alexander gab. War es die Schwesterliebe oder das Interesse an den Lehrgegenständen, was sie zu diesem Opfer veranlasste? Sie wusste es sich vielleicht selbst nicht zu sagen.

Nanon aber benutzte diese Zeit meist zu einsamen Spaziergängen im Wald. Da war es freier, besser und schöner als im Zimmer bei den Büchern – da draußen gab es allerlei Kräuter und Gräser, und zuweilen kam einer, um dieselben abzupflücken und in seinen großen Sack zu stecken.

Ein Plätzchen gab es, wo sie gar zu gern verweilte. Es war der Ort, an welchem sie zum ersten Mal mit Fritz ausgeruht hatte. Und wunderbar. Sooft Fritz in den Wald kam, er streckte sich gewiss nicht eher in das Moos oder in die Heide nieder, als bis auch er dieses Fleckchen erreicht hatte.

So strich sie leise und langsam zwischen den Bäumen dahin und trällerte vor sich hin:

»Fern im Süd', das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatsland,
Wo die Schatten der Kastanien,
Rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die süße Traube winkt,
Wo die Rosen schöner glühen
Und das Mondlicht goldner blinkt.«

Sie blieb stehen und lauschte. Kein Echo! Und sie war doch eine so große Freundin des Echos; sie hörte es so gern. Sie setzte also ihren Weg fort und sang weiter:

»Längst schon wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein einzig Auge schaute
Freundlich noch zu mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben;
Mürrisch heißet man mich gehn.
Ach, mich armen, braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn!«

Sie hielt abermals inne, um zu lauschen. Über ihr allerliebstes Gesichtchen glitt ein

glückliches Lächeln, denn jetzt, ja jetzt ließ sich ein Echo hören. Aber kam das von einem Berg oder von einer Felswand zurück? Wohl nicht, denn die Töne lagen um eine volle Oktave tiefer, und die Worte waren auch ganz andere. Gibt es denn auch Echos, welche nicht von Felswänden zurückgeworfen werden und die ihre eigenen Töne und Worte haben? Jedenfalls, denn das Echo, welches sich jetzt hören ließ, sang:

»Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Habe ich das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch, als sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunklen Wangen
Heiße Tränen hingerollt!«

Eine volle, kräftige Baritonstimme sang diese Verse. Nanon lauschte, und erst als das letzte Wort verklungen war, setzte sie sich wieder in Bewegung, aber schneller als vorher. Sie kam dem erwähnten Plätzchen immer näher, und als sie es erreichte, da – da lagen zwei im Moos, nämlich der volle Kräutersack und Fritz, der jetzige Besitzer dieses medizinisch und offiziell höchst wichtigen Gegenstandes.

Er hatte natürlich nicht die mindeste Ahnung, dass außer ihm noch irgendwer im Wald sein könne; ebenso wenig hatte er jemand singen gehört. Er lag eben da und blickte zum Himmel auf wie einer, der sich auf der Erde sehr wohl befindet und dies denen, die da oben wohnen, von ganzem Herzen auch wünscht.

»Guten Morgen, Herr Schneeberg!«, erklang es hinter ihm.

Wäre es möglich, dass er sich getäuscht hätte? Wunderbar? Er sprang auf und tat, als ob er im höchsten Grad überrascht worden sei.

»Ah, Sie sind es!«, meinte er dann beruhigt. »Guten Morgen, Mademoiselle Nanon. Ich dachte, ich wäre ganz allein.«

»Darum haben Sie auch so schön gesungen.«

»Schön? Wohl kaum leidlich, denn ich habe niemals Gesangunterricht gehabt.«

»Aber Ihre Stimme ist hübsch.«

»Oh, wie eben die Stimme eines Kräutermannes sein kann.«

»Sie sind sehr bescheiden. Und was Sie da sangen, das war mein Lieblingslied.«

»Wirklich? Das hätte ich wissen sollen.«

Und doch hatte er es gewusst, denn sie hatte es ihm bereits einige Male gesagt, ganz mit denselben Worten wie jetzt.

»Ich habe sogar, ehe ich Sie hörte, auch zwei Strophen desselben Liedes gesungen.«

»Drum! Drum hörte ich so etwas aus der Ferne, gerade wie wenn es vom Himmel käme. Es war so schön.«

»Gehen Sie! Sie schmeicheln.«

Er legte die Hand auf das Herz und beteuerte eifrig:

»Gewiss nicht! Ich sage die reine Wahrheit. Wenn Sie singen, so klingt es ganz anders als bei andern Leuten. Es muss bei Ihnen da drin ganz anders beschaffen sein. Viel zierlicher und akkurater.«

Dabei deutete er auf seine Brust. Sie war ihm jetzt ganz nahe gekommen und reichte ihm ihr kleines weißes Händchen.

»Wie weich und fein«, sagte er, indem er es leise und vorsichtig ergriff. »Gerade wie seidener Samt, aber von der besten und allerteuersten Qualität. So ein Händchen ist doch etwas recht Wunderbares.«

»Wieso, Herr Schneeberg?«

»Es ist ein Meisterstück aus Gottes Hand und muss doch so viele irdische, dumme Arbeit vornehmen. Ein solches Händchen sollte immer ruhen dürfen. Es sollte nur da sein zum Entzücken dessen, der ein Recht darauf hat. Meinen Sie nicht auch?«

»Sie sprechen stets in einer Weise, dass es einem leidtut, das Geringste dagegen zu sagen.«

»Und Sie zeigen in Ihren nachsichtigen Worten eine Güte, über welche ich erröten möchte.«

Sie standen voreinander und blickten sich in die Augen, so offen, so treuherzig, so redlich, der hohe, starke Mann und sie, das liebliche, sonnige Mädchen. Sie betrachteten sich, als ob sie sich noch gar nicht gesehen hätten. Sie lächelten und sagten nichts dazu, bis Fritz endlich dachte, dass er nun doch wieder etwas reden müsse. Darum fragte er:

»Sind Sie nicht ermüdet, Mademoiselle Nanon?«

»Eigentlich nicht sehr, nur ein wenig.«

»Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen?«

»Wieder auf den Kräutern? Ich werde Ihnen noch den Sack durchsitzen, und dann wird Ihr Doktor zanken.«

»Oh, haben Sie keine Sorge. Der zankt nicht mit mir.«

»Weil Sie so gut und so treu sind.«

»O nein, sondern weil er meint, dass Zanken doch nichts helfen und bessern würde. Kommen Sie! Er ist so weich, und ich habe ihn so gelegt, dass er bequem ist wie ein vornehmer Thronsessel.«

Sie setzte sich auf den Kräutersack und meinte lächelnd: »Sie werden mich gewiss noch ganz und gar verwöhnen.«

»Ich wollte, ich könnte das! Dann möchte ich den ganzen Tag und das ganze Jahr bei Ihnen sein, um Ihnen alles so sanft und weich wie möglich zu machen.«

»Ja, so sind Sie. Nur immer für andere sind Sie besorgt. Und wir andern missbrauchen das nur zu sehr.«

»Oh, missbrauchen Sie das nur getrost«, lachte er ganz glücklich. »Ich wollte, ich könnte Ihnen noch weit mehr dienen, als ich es vermag.«

»Wirklich? Meinen Sie das wirklich?«

»Gewiss! Wollen Sie das etwa nicht glauben?«

»Ich glaube es, denn ich weiß, dass Sie niemals die Unwahrheit sagen. Aber gerade

weil Sie so gütig sind, habe ich gar nicht das Herz, eine Bitte auszusprechen, von der ich heute eigentlich reden wollte.«

Er blickte ihr so selig entgegen; er nickte ihr aufmunternd zu und sagte:

»Das ist es ja gerade, was ich wünsche. Ich wollte, Sie hätten alle Tage tausend Bitten, die ich gewähren könnte.«

»Das ist es ja eben. Ich weiß nicht, ob Sie imstande sind, mir die gegenwärtige zu gewähren.«

»Ist's denn gar so schwer? Versuchen Sie es doch einmal.«

»Schwer ist's nun gerade nicht; aber Zeit gehört dazu, und die wird Ihnen wohl nicht zur Verfügung stehen.«

»Warum nicht? Zeit habe ich stets.«

»Ja, für Ihr Geschäft, aber nicht für mich.«

»Für Sie am allermeisten. Doktor Bertrand lässt mich machen, was ich will. Also bitte, sagen Sie mir ja, womit ich Ihnen dienen kann.«

»Nun, so will ich es wagen. Ich muss Ihnen nämlich sagen, dass mein Vater gestorben ist.«

»Ihr Vater?«, fragte er erschrocken. »Herrgott, das ist ja ganz und gar traurig.«

»Allerdings, obgleich er nicht mein eigentlicher Vater, sondern nur mein Pflegevater, mein Vormund war.«

»So haben Sie keine rechten Eltern mehr, Mademoiselle?«

»Nein. Ich bin ein Waisenkind.«

»Gerade so wie ich.«

»Ja, gerade so wie Sie.«

Da ergriff er ihr Händchen, streichelte es, aber vorsichtig, um ihr ja nicht wehe zu tun oder etwas an der Herrlichkeit dieses »Meisterstückes« zu verändern und sagte:

»Gott schütze Sie. Man sagt, dass ein jedes Kind einen Engel habe, ein Waisenkind aber drei, nämlich zwei an Stelle des Vaters und der Mutter.«

»Das ist ein sehr lieber und schöner Glaube, aus dem man reichen Trost zu schöpfen vermag. Also mein Pflegevater ist gestorben und soll morgen beerdigt werden. Ich will hin, und auch meine Schwester kommt.«



»Gott schütze Sie!«, sagte Fritz Nanons Händchen ergreifend.

»Eine Schwester haben Sie, eine Schwester?«

»Ja, ein gutes, heiteres, herziges Wesen. Ich habe ihr telegraphiert, und sie wird morgen auf dem Bahnhof sein. Dort empfangen Sie sie, und wir fahren weiter, nach Metz und von da nach Etain. Denken Sie sich, so weit wir zwei.«

»Ja, das ist nun freilich schlimm. Zwei Damen, so allein.«

»Zwar fürchte ich keine Gefahr; aber man weiß doch niemals, was geschehen kann.

Denken Sie, damals auf der Mosel.«

»Ja, wer sollte meinen, dass man da Schiffbruch leiden könne.«

»Und doch mussten Sie mich aus dem Wasser retten. Seit jener Zeit ist es mir, als ob ich nur dann sicher sein könne, wenn ich bei Ihnen bin. Darum kommt nun meine heutige Bitte, lieber Schneeberg – aber es fällt mir wirklich schwer, sie auszusprechen.«

Er lächelte ihr freundlich entgegen und sagte:

»Nun, da muss ich sie Ihnen leichtmachen. Wissen Sie, was mich recht froh und glücklich machen könnte?«

»Nun, was?«

»Wenn ich Sie begleiten dürfte. Aber so eine Dame wie Sie wird sich mit so einem armen Kräutersammler nicht abgeben wollen. Nicht wahr?«

»Wo denken Sie hin? Das war es ja gerade, um was ich Sie bitten wollte.«

»Wirklich? Dann hätten sich unsere Wünsche ja recht schön begegnet!«

»So wie immer. Aber, werden Sie denn auch Zeit haben?«

»So viel Sie wünschen. Ich werde es meinem Herrn melden, und dann wird alles abgemacht sein.«

»Gut. Werden Sie mit dem Vormittagszug fahren können?«

»Das versteht sich ganz von selbst.«

»So treffen wir uns auf dem Bahnhof. Wie freue ich mich, meine Schwester wiederzusehen! Es sind Jahre vergangen, seit wir uns trennten. Wissen Sie, dass ich ihr von Ihnen geschrieben habe, von Ihnen und dem Löwenzahn? Ich dachte, sie könne sich erkundigen; sie wohnt in Berlin.«

Er horchte auf.

»In Berlin?«, fragte er. »Ist sie da verheiratet?«

»O nein; sie ist Gesellschafterin gerade wie ich. Es geht ihr sehr gut. Ihre Herrin ist eine Gräfin von Hohenthal.«

»Von Hohen-Hohenthal?«, fragte er, indem er Mühe hatte, seinen Schreck zu verbergen.

»Ja. Ihr Sohn ist Husarenrittmeister.«

»So, so! Darf ich ihren Namen wissen?«

»Madelon heißt sie. Also Sie kommen gewiss?«

»Ganz gewiss.«

»Dann will ich wieder gehen. Marion wird mich erwarten.«

Sie erhob sich und reichte ihm die Hand.

»Wollen Sie allein gehen?«, fragte er.

»Ja. Ich nehme morgen so viel von Ihrer Zeit in Anspruch, dass ich Sie nicht auch noch heute berauben will. Leben Sie wohl, mein bester Herr Schneeberg!«

»Adieu, Fräulein Nanon!«

Sie trennten sich; sie ging, und er blieb zurück. Als sie sich entfernt hatte, schüttelte er den Kopf und sagte:

»Na, na, was soll daraus werden! Hohenthals Madelon ist ihre Schwester! Die kennt mich ganz genau; sie wird gleich ahnen, weshalb wir uns hier befinden. Was ist da zu tun? Es wird am besten sein, ich frage den Herrn Rittmei... wollte sagen, den Herrn Doktor Müller. Was der sagt, das wird gemacht. Auf mich allein kann ich es nicht nehmen.«

2. Kapitel

Er nahm seinen Sack auf die Achsel und schritt davon. Er war allerdings keineswegs wirklich verpflichtet, für Doktor Bertrand Pflanzen zu sammeln; oft aber, wenn es seine eigenartigen Geschäfte zuließen, brachte er offizielle Kräuter mit heim. Auch heute sagte er sich, dass er Muße zum Sammeln solcher Tees habe, und so verweilte er noch längere Zeit in Wald und Feld. Es war bereits weit über Mittag, als er mit den Ergebnissen seines Botanisierens nach Thionville kam. Er begab sich, als er dieselben abgeliefert hatte, nach dem Gasthof, in welchem damals die Seiltänzer logiert hatten und in dessen kleinem Zimmer er den Auftritt mit dem nachher verunglückten Mädchen erlebt hatte.

Als er quer über die Straße hinüberschritt, erblickte er Müller, seinen Herrn, welcher langsam, mit den Schritten eines Spaziergängers, dahergeschlendert kam. Ein kurzer Wink zwischen beiden genügte zum Verständnis, dass Fritz mit dem jetzigen Erzieher zu sprechen habe. Der Erstere trat in den Gasthof ein. In dem Gastzimmer befand sich kein Mensch; dennoch aber begab er sich nach dem erwähnten kleinen Stübchen, um vor etwa noch ankommenden Gästen ungestört zu sein. Müller war so vorsichtig, die Straße vollends hinaufzugehen und durch zwei Nebengassen zurückzukehren. Auch er begab sich nach dem hinteren Zimmerchen, da er in der vorderen Stube niemanden erblickte. Gerade als er dort eintrat, erhielt Fritz die bestellte Flasche Wein. Er grüßte, als ob er den Letzteren nicht kenne, und bestellte sich ebenso Wein. Als derselbe gebracht worden war und die Kellnerin sich entfernt hatte, fragte er in halblautem Ton:

»Du hast mir etwas zu sagen?«

»Ja, Herr Doktor.«

»Etwas Wichtiges?«

Fritz zuckte die Achsel, machte ein schelmisches Gesicht und antwortete:

»Hm! Für mich vielleicht, für Sie aber wohl weniger. Es ist eine private Angelegenheit.«

»So, so! Lass doch einmal hören!«

»Ich brauche sehr notwendig einen kurzen Urlaub.«

»Weshalb?«

»Na, weil der Pflegevater gestorben ist!«

»Der Pflegevater?«, fragte Müller erstaunt. »Doch wohl nicht der deinige?«

»Nein. Zweimal stirbt bekanntlich keiner. Ich meine nämlich den Pflegevater von Mademoiselle Nanon.«

»Ah! Das verstehe ich nicht!«

»Nun, sie hat in der Gegend von Etain einen Pflegevater, welcher gestorben ist. Sie will ihn begraben helfen, und ich soll die Ehre haben, sie zu begleiten.«

»Du, du!«, drohte Müller mit dem Finger. »Was soll ich davon denken? Ich will doch nicht hoffen, dass ...«

Er hielt inne, und Fritz fiel schnell ein:

»Dass ich etwa nicht der Kerl bin, eine Dame zu begleiten und zu beschützen?«

»Eine alte, eine recht sehr alte, ja; aber eine so junge und zugleich hübsche? Nein!«

»Donnerwetter! Ein königlich-preußischer Ulanenwachtmei...«

»Pst!«, warnte Müller.

»Ach so! Ich wollte sagen, ein französischer Kräuterefex, der mit Blumen und Blüten umzugehen weiß, wird wohl auch verstehen, eine junge Dame zart genug anzufassen!«

»Also beim Anfassen bist du schon?«

»Warum nicht?«

»Duldet sie das?«

»Was will sie machen!«

»Hm! Wie kommt sie denn gerade auf dich?«

»Da ist jedenfalls nur der Kräutersack schuld.«

»Wieso?«

»Weil der ihr stets als Kanapee dient.«

»Ach so! Ich beginne zu begreifen! Ihr trefft euch zuweilen im Wald?«

»Freilich.«

»So ganz zufällig?«

»Ganz und gar.«

»Dann setzt ihr euch nieder und plaudert?«

»Natürlich.«

»Sie sitzt auf dem Sack?«

»Gewöhnlich.«

»Und du daneben?«

»Zuweilen. Es kommt auch vor, dass ich liege. Wir haben nämlich auf unseren so wichtigen Konferenzen jede Etikette verbannt.«

»Das ist sehr praktisch. Und wovon unterhaltet ihr euch dann die ganze Zeit?«

»Vom Wetter, von Frostballen, von Klarinetten und auch wohl von sauren Gurken und hölzernen Pantoffeln.«

»Schlingel! Gibt es keinen besseren und interessanteren Unterhaltungsstoff?«

»O doch!«

»Nun?«

»Wir gucken uns an. Das ist das Liebste und Interessanteste, was wir machen können.«

»Fritz, du bist verliebt!«

»Donnerwetter, ja, das ist wahr!«

»Und sie, die Nanon?«

»Die wohl schwerlich. Leider! So ein kleines Mäuschen wird sich in so einen großen Bären vergaffen!«

»Das ist richtig. Du hast übrigens auch ganz und gar nichts an dir, was geeignet sein könnte, das Herz eines jungen, hübschen Mädchens zu erobern!«

»Ah! Wirklich? Ja, das kann wahr sein. Es fehlt mir das Haupterfordernis, um Liebe und Anbetung zu erwecken.«

»Was?«

»Der Buckel, den Sie haben.«

»Du bist ein Galgenstrick! Aber lassen wir diese heikle Angelegenheit. Deine Bekanntschaft mit Nanon Köhler kann uns sehr nützlich werden. Wie lange soll der Urlaub währen?«

»Das weiß ich nicht. Doch wohl nicht länger als bis übermorgen Abend oder den nächsten Vormittag.«

»Wann fahrt ihr ab?«

»Morgen mit dem Mittagszug.«

»Nun gut! Du sollst den Urlaub haben, und hier auch das Reisegeld. Da, nimm!«

Er zog die Börse und reichte dem Wachtmeister einige Goldstücke; dieser nahm sie lächelnd in Empfang und sagte:

»Großen Dank, Herr Doktor! Auf diese Weise kann ich nobel auftreten und mich sehen lassen. Das ist mir besonders deshalb lieb, weil eine alte, gute Bekannte mitfahren wird.«

Müller horchte auf.

»Eine Bekannte?«, fragte er. »Von hier?«

»Nein, sondern von Berlin.«

»Das wäre?«, fragte Müller erstaunt.

Fritz streckte behaglich die Beine aus, machte ein höchst wichtiges Gesicht und sagte:

»Ja, mein verehrtester Herr Doktor, das ist eine ganz verteufelte Geschichte. Wir können gewaltig in den Käse fliegen. Wer hätte aber auch so etwas denken können.«

»Du machst mich besorgt. Was gibt es denn?«

»Hm. Sie kennen doch die Familie des Herrn Husarenrittmeisters von Hohenthal?«

»Natürlich! Ich bin ja mit dem Rittmeister innig befreundet. Wir besuchen uns sogar.«

»Das weiß ich. Sie kennen also auch die Gesellschafterin seiner gnädigen Frau Mutter?«

»Die kleine Madelon? Ja.«

»Fällt Ihnen nicht auf, dass sie gerade Madelon heißt?«

»Warum sollte mir das auffallen? Wohl weil dieser Vorname ein französischer ist?«

»Ja. Nanon und Madelon, Madelon und Nanon. Ist Ihnen der Familienname dieser kleinen Dame bekannt?«

»Hm. Ich glaube, ihn gehört zu haben. Ah, jetzt fällt er mir ein. Ich glaube, dass der Rittmeister ›Fräulein Köhler‹ zu ihr sagte.«

»So ist es. Und Nanon heißt auch Köhler. Daraus folgt, dass ...«

»Dass sie verwandt sind?«, fiel Müller schnell ein.

»Sogar dass sie Schwestern sind.«

»Sapperment. Ist das wahr?«

»Ja. Nanon hat es mir selbst gesagt.«

»Und ich habe keine Ahnung davon gehabt. Wer hätte das denken können. Du willst doch nicht etwa sagen, dass diese Madelon kommen wird?«

»Gerade das will ich sagen. Auch sie ist von dem betreffenden Pflegevater erzogen

worden. Nanon hat ihr telegraphiert, und nun wird sie morgen mit dem Mittagszug in Thionville eintreffen, um sich ihrer Schwester anzuschließen.«

»Das ist unangenehm, höchst unangenehm.«

»Allerdings!«

»Du wirst Nanon nicht begleiten können.«

»Das habe ich mir auch gesagt. Man dürfte sich eigentlich gar nicht sehen lassen; aber – hm – ich habe mir das Ding genau überlegt; ich habe es nach rechts und links gewendet und bin da zu der Ansicht gekommen, dass es doch wohl besser ist, wenn ich mich vor ihr zeige. Erstens habe ich Nanon mein Wort gegeben. Es ließe sich zwar eine Ausrede nicht schwer erfinden, aber es könnte auffallen und, aufrichtig gestanden, fahre ich doch gar zu gern mit.«

»Deine persönlichen Gefühle müssen hier vor den Rücksichten der Klugheit zurücktreten.«

»Das wäre richtig, wenn es richtig wäre. Aber die beiden Schwestern haben einander seit Jahren nicht gesehen. Madelon wird dieser kleinen Nanon einige Tage widmen; sie wird nach dem Begräbnis ganz sicher mit nach Schloss Ortry kommen, und dann ist es ja gar nicht zu vermeiden, dass Sie von ihr bemerkt und gesehen werden.«

»Das ist leider sehr richtig.«

»Das kann gefährlich werden; das kann alles verraten. Im Augenblick des Erkennens hat man sich nicht so wie zu anderer Zeit in der Gewalt. Wie nun, wenn die kleine junge Dame vor Überraschung mit Ihrem wirklichen Namen herausplatzte?«

»Das wäre verteuftelt.«

»Das meine ich auch, und darum ist es besser, dass ich mich vor ihr sehen lasse und sie vorbereite.«

»Das mag sein. Aber womit wollen wir unsere Anwesenheit, unser Inkognito begründen?«

»Dies zu bestimmen überlasse ich Ihnen. Die Wahrheit dürfen wir auf keinen Fall sagen.«

»Natürlich nicht. Du kennst wohl einiges aus der Vergangenheit meiner Familie?«

»Ja, was ich so hier und da gehört und weggeschnappt habe.«

»Der alte Kapitän spielt da eine große Rolle ...«

»Ich weiß es. Sie meinen, dass ich ihr auf diese Weise unsere Anwesenheit erklären soll?«

»Ja, es wird dies das Beste sein.«

»Jedenfalls. Aber, was soll ich ihr da sagen?«

»Das überlasse ich dir. Du bist klug und vorsichtig genug, um das Richtige zu treffen und weder zu viel noch zu wenig zu sagen. Ich kann dir keine Vorschriften machen, da ich ja nicht weiß, wie sich euer Zusammentreffen gestalten wird.«

»Und darf Nanon davon hören?«

»Kein Wort!«, antwortete Müller schnell.

»Sie darf also gar nicht wissen, dass ihre Schwester mich kennt? Das erschwert die

Sache.«

»Ich halte diese Madelon für klug, verschwiegen und gewissenhaft.«

»Ich auch. Ich hoffe, dass sie selbst gegen ihre Schwester nicht plaudern wird. Aber, hm, da macht mir eben der Augenblick des Zusammentreffens Sorge.«

»Du hast dich mit Nanon auf den Bahnhof bestellt?«

»Freilich. Ihre Schwester weiß, dass sie dort von ihr erwartet wird. Da wird sich die Kupeetür öffnen; die beiden Schwestern fliegen sich in die Arme; ich stehe dabei wie ein Ölgötze, Madelon erkennt mich und schreit: Ei potz Blitz, bist du nicht die Gustel von Blasewitz? Ich bin erkannt und entlarvt; die Butter fällt mir vom Brot; Nanon staunt mich an und fragt nach meinem Heimatsschein – es wird eine Szene, welche wir auf alle Fälle vermeiden müssen.«

»Sehr richtig.«

»Aber das Mittel. Es will mir augenblicklich nichts einfallen.«

»Es gibt da nur ein einziges Mittel, vorzubeugen, dass wir nicht verraten werden.«

»Und das wäre?«

»Du musst ihr entgegenfahren.«

»Alle Wetter. Das ist richtig. Und ich Dummkopf komme nicht selbst darauf. Aber wie weit fahre ich?«

»Der Zug trifft nach zwölf Uhr hier ein. Auf einem kleinen Anhaltepunkt, wo es keinen Aufenthalt gibt, hast du keine Zeit, ihr Kupee zu entdecken. Du musst ihr unbedingt bis Trier entgegenfahren, und das ist nur mit dem Morgenzug möglich.«

»Gut. In Trier hält der Zug zehn Minuten; das genügt, um einen Passagier ausfindig zu machen, zumal ich annehmen kann, dass sie nicht in dritter Klasse fahren wird.«

»Du brauchst dich nur an die Schaffner zu wenden. Du steigst bei ihr ein, und bis du hier ankommst, ist die Angelegenheit in Ordnung gebracht. Ich weiß, dass ich keine Befürchtung zu hegen brauche, da ich mich auf dich verlassen kann.«

»Keine Sorge, Herr Doktor. Aber wie kommt es, dass Sie sich jetzt in der Stadt befinden?«

»Ich kam, um beim Buchhändler einige Bücher zu kaufen. Horch! Es scheinen Gäste gekommen zu sein.«

Die Kellnerin hatte die nach dem großen Zimmer führende Tür nicht fest zugemacht, sondern nur angelehnt. Die beiden hörten Schritte, und eine Stimme fragte:

»Ist der Wirt zu Hause?«

»Ja«, antwortete das Mädchen.

»Gib mir einen Absinth und rufe ihn. Dich aber brauchen wir nicht dabei.«

Das Mädchen ging.

»Ah, eine heimliche Unterredung, wie es scheint«, flüsterte Müller.

Er trat an die Tür, warf einen Blick durch die Spalte und gewahrte einen Mann, dessen Gesicht durch einen dunklen Vollbart verhüllt war. Er trug ganz gewöhnliche Kleidung, doch war der Eindruck, den er machte, ein martialischer. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und trank von dem Schnaps, den ihm das Mädchen gegeben hatte, ehe es aus der

Stube gegangen war.

Müller und Fritz verhielten sich unwillkürlich ganz schweigsam. Es währte eine ziemliche Zeit, bis der Wirt eintrat.

»Du lässt mich lange warten«, sagte der Mann zu ihm. »Und meine Zeit ist kurz bemessen.«

»Kann ich dafür? Was gibt's?«

»Versammlung.«

»Ach so. Dann hast du allerdings gehörig zu laufen. Versammlung für alle?«

»Nein, nur die Anführer sollen kommen.«

»Wann?«

»Punkt elf Uhr.«

»In den Ruinen?«

»Nein; das ist nicht mehr möglich, seit wir damals belauscht worden sind. Möchte nur wissen, welchem Subjekt es gelungen ist, sich einzuschleichen. Einen Verdacht hat man.«

»Ah. Wirklich? Wer?«

»Es läuft ein fremder Kerl den ganzen Tag im Walde herum, um Kräuter zu sammeln. Man hat ihn auch bei den Ruinen gesehen. Vielleicht ist der es gewesen.«

Der Wirt schüttelte den Kopf und antwortete:

»Der? Das fällt ihm gar nicht ein.«

»Kennst du ihn?«

»Ja. Er ist der Pflanzensammler von Doktor Bertrand. Ich kenne ihn genau, da er bei mir viel verkehrt.«

»Was ist es für ein Mensch?«

»Der ist ebenso dumm, wie er lang und stark ist. Saufen kann er, wie ein Loch. Aber sonst ist ganz und gar nichts mit ihm. Er tut das Maul nicht auf, spielt weder Billard noch Karte; der hat für nichts Sinn als für seinen Kräutersack.«

»Das ist sein Glück. Wollte er seine Nase in unsere Angelegenheit stecken, so würde sie ihm bald breit gedrückt werden. Woher stammt er?«

»Aus Genf, überhaupt aus der französischen Schweiz, glaube ich. Um den brauchen wir uns nicht zu grämen.«

»Schön. Der Kapitän hat ihm misstraut und will ihn beobachten lassen. Ich werde ihn also beruhigen.«

»Das kannst du getrost tun. Also in den Ruinen kommen wir nicht zusammen? Folglich beim alten Turm?«

»Auch nicht. Wo denkst du hin. Wie können wir so etwas wagen! Hast du denn die Kerle vergessen, welche damals das Grab geöffnet haben?«

»Ah, richtig. Ihr hättet sie erschießen sollen.«

»Pah. Du hast gut reden. Der Kapitän hatte den Klingeldraht falsch angebracht; es läutete zu spät. Wir waren nur drei Personen am Wachen, und als wir kamen, ging eben der Spektakel los, mit dem Donnern und Blitzen.«

»Diese Kerle mögen schön erschrocken sein.«

»Und wie! Der eine riss sofort aus. Der schrie etwas in einer fremden Sprache, welche der Teufel vielleicht versteht, ich aber nicht.«

»Habt Ihr keinen erkannt?«

»Nein. Es waren drei. Also einer riss aus, aber die beiden anderen blieben furchtlos stehen. Natürlich kam der Kapitän dazu, von den Glockenzeichen herbeigerufen. Er befürchtete, dass diese zwei bleiben würden, um zu lauschen, was nun von unserer Seite geschehen werde; darum mussten wir uns vollständig still verhalten. Und wirklich. Ein Rascheln, welches später zu hören war, überzeugte uns, dass sie sich zwar entfernt hatten, aber wiedergekommen seien.«

»Schlauköpfe.«

»Ja. Ich möchte wissen, wer es gewesen ist. Erst am Morgen entfernten sie sich, und von da an hatten wir Gelegenheit, das Loch wieder zuzuwerfen und die Zerstörung, welche sie angerichtet hatten, zu beseitigen.«

»Hoffentlich aber ist der Alte so klug gewesen, das Arrangement verändern zu lassen!«

»Jedenfalls. Er schweigt natürlich darüber; aber ich vermute, dass einige Kameraden, welche ich mehrere Tage lang nicht zu Gesicht bekam, heimlich bei ihm arbeiten mussten.«

»So bleibt uns nur noch das Trou du bois, wo wir uns versammeln könnten?«

»Jetzt ja. Also heut Abend zehn Uhr im Trou du bois. Jetzt muss ich weiter.«

»Ist etwas mitzubringen?«

»Nein. Wir werden einige Befehle erhalten; das ist alles. In einer Viertelstunde ist's abgemacht. Adieu!«

Er gab dem Wirt die Hand und ging. Der Letztere begleitete ihn hinaus und kehrte nicht wieder zurück.

Die beiden Lauscher blickten einander an. Dann nickte Fritz wohlgefällig vor sich hin und sagte mit gedämpfter Stimme:

»Bon! Das war famos! Nicht?«

»Sehr gut!«

»Der Wirt muss von unserer Anwesenheit gar nichts wissen.«

»Jedenfalls. Darum wollen wir die Tür zumachen, damit er, wenn er unsere Gegenwart bemerkt, nicht auf die Vermutung kommt, dass wir etwas hören konnten.«

Fritz drückte die Tür ins Schloss, nahm wieder Platz und sagte:

»Also auf mich haben diese Kerle Verdacht! Wie gut, dass ich dies weiß! Jetzt kann ich mich darnach verhalten.«

»Und ich freue mich sehr, dass nicht ich es bin, auf den ihr Augenmerk gefallen ist. Seit mich der Kapitän mit dir in den Ruinen sah, war ich überzeugt, dass der Verdacht sich einzig gegen mich richten werde.«

»Heut Abend wieder eine Zusammenkunft! Alle Wetter! Wenn man die belauschen könnte!«

»Den Ort wüssten wir. Im Trou du bois.«

»Das heißt auf Deutsch im Waldloch. Kennen Sie vielleicht diesen Ort, Herr Doktor?«

»Nein; aber ich muss ihn zu erfahren suchen.«

»Die Erkundigung könnte auffallen!«

»Nein. Ich spreche auf dem Nachhauseweg beim Förster vor.«

»Wenn nun der mit ihnen unter der Decke steckt?«

»Ich halte mich an den Forstgehilfen. Dieser ist ein junger unerfahrener Mensch, vor dem mir nicht bange zu sein braucht.«

»Was werden Sie tun, wenn Sie erfahren, wo dieses Waldloch sich befindet?«

»Das kann ich jetzt noch nicht sagen; ich muss die Umstände berücksichtigen.«

»Vielleicht kommen Sie auf den Gedanken, die Versammlung zu belauschen?«

»Möglich!«

»Donnerwetter! Das ist gefährlich!«

»Allerdings«, antwortete Müller, indem er die Achsel zuckte.

»Es kann Ihnen an den Kragen gehen!«

»Das kann mich nicht abhalten, meine Pflicht zu tun!«

»Aber Sie haben sich vor allen Dingen zu erhalten, schon um Ihre Aufgabe zu erfüllen.«

»Die erfülle ich ja eben, indem ich horche!«

»Aber man jagt Ihnen unter Umständen eine Kugel durch den Kopf!«

»Ich bin auch bewaffnet. Übrigens wirst du mir wohl die nötige Vorsicht zutrauen.«

»Man kann bei aller Klugheit und Vorsicht in die allerdickste Tinte geraten!«

»Ich danke dir für die Besorgnis, welche du für mich zeigst! Aber denke an dich selbst!

Hast du etwa gezauert, als du damals des Nachts dich bei der Ruine befandest?«

»Nein. Ich habe allerdings meine Nase, die sie mir so gern breit schlagen möchten, sofort in die Ruine gesteckt.«

»Und das Leben dabei gewagt!«

»Pah! Man hat mir nichts getan!«

»Aber man hätte dich beinahe ergriffen, und dann wäre es jedenfalls aus mit dir gewesen.«

»Aber ich hätte mich doch vorher ganz gehörig meiner Haut gewehrt, und es ist doch auch ein Unterschied zwischen Ihnen und mir zu machen!«

»Das sehe ich nicht ein!«

»Oh! Ein Rittmeister und ein Wachtmeister, oder ein Doktor der Philosophie und ein Kräutermann! Wenn sie mich wegputzen, so sind Sie immer noch Manns genug, Ihre Aufgabe zu lösen, dreht man aber Ihnen den Kopf auf den Rücken, so ist's aus mit der Laterne. Also, lieber Herr Doktor, schicken Sie lieber mich nach dem Trou du bois!«

»Das geht nicht. Ich muss selbst da sein.«

»So nehmen Sie mich wenigstens mit.«

»Du musst ausschlafen.«

»Pah! Etwa der morgenden Reise wegen?«

»Natürlich!«

»Das fehlte noch. Ich bitte wirklich von ganzem Herzen, nicht ohne mich zu gehen.«

Das klang so treu und dringend, dass Müller nicht zu widerstehen vermochte. Er

antwortete:

»Gut! Wenn ich dir damit einen so großen Gefallen tue.«

»Einen sehr großen. Wo treffen wir uns?«

»Punkt zehn Uhr da, wo vom Schloss aus der Fußweg in den Wald führt.«

»Werden Sie bis dahin wissen, wo das Waldloch zu suchen ist?«

»Ich hoffe es. Natürlich bewaffnest du dich.«

»Das versteht sich ganz von selbst. Befehlen Sie vielleicht, dass ich mich nun zurückziehe?«

»Nein. Wir warten noch. Gehen wir jetzt und der Wirt erblickt uns, so schöpft er Verdacht. Sieht er uns aber erst später, so meint er vielleicht, dass wir erst später gekommen sind. Apropos! Hast du Abu Hassan wiedergesehen? Er ist seit jener Nacht spurlos verschwunden.«

»Aber seine Requisiten befinden sich noch hier im Gasthof.«

»So kehrt er sicher zurück.«

»Auf alle Fälle. Er müsste sonst gewärtig sein, dass man ihn steckbrieflich verfolgt. Er hat ja vor Gericht seine Aussage über den Tod der Schauspielerin zu tun. Bleibt er damit im Rückstand, so wird er gesucht.«

»Solltest du ihn sehen, so benachrichtigst du mich sofort.«

»Sie haben mit ihm zu sprechen?«

»Ja. Ich muss mir über einiges klarwerden. Ich bedaure jetzt, nicht aufrichtiger mit ihm gewesen zu sein. Übrigens möchte ich jetzt am Schluss ein aufrichtiges Wort mit dir reden, Fritz.«

»Ganz wie der Herr Doktor befehlen.«

»Sage mir einmal ohne allen Rückhalt: Liebst du diese Nanon wirklich?«

Der Gefragte wurde rot. Er blickte eine Weile vor sich nieder, hob dann den Kopf, richtete seine treuherzigen, guten Augen auf Müller und antwortete:

»Herr Doktor, das ist eine ganz und gar verdonnerte Frage! Man ist so manchem Gesicht gut gewesen; aber was Liebe ist, wirkliche, richtige Liebe, hm! Wenn Sie mir doch sagen könnten, was das ist?«

»Nun«, antwortete Müller lächelnd, »in diesem Punkt bin ich gerade ebenso gescheit wie du. Auch ich bin nicht imstande, eine Definition von diesem Wort zu geben.«

»Nicht? Da will ich es doch einmal versuchen.«

»Lass dich hören.«

»Ist das Liebe, wenn man ein Mädchen zum ersten Mal sieht und sie doch gleich mit Haut und Haar fressen möchte?«

»Nein; das ist vielmehr der Heißhunger eines Menschenfressers.«

»So! Oder ist das Liebe, wenn man so ein Mädchen an das Herz nehmen und gar nicht wieder von sich lassen möchte?«

»Vielleicht.«

»Wenn man für sie durchs Feuer gehen und tausendmal für sie sterben möchte, wenn das möglich wäre?«

»Hm! Hübscher ist es doch jedenfalls, für die Geliebte zu leben, als für sie zu sterben.«

»Das leuchtet auch mir ein. Aber, alles in allem gerechnet, bin ich doch wohl auf der richtigen Fährte, wenn ich annehme, dass ich dieser Nanon von ganzem Herzen gut bin.«

»Hast du dir aber auch überlegt, was daraus folgen kann?«

»Eine Hochzeit oder ein alter Junggeselle.«

»Unsinn.«

»Herr Doktor, das ist kein Unsinn. Wenn dieses Mädchen meine Frau nicht werden will, so bleibe ich ledig.«

»Und da tust du noch zweifelhaft, ob du sie wirklich liebst?«

»Gut, so will ich den Zweifel zur Tür hinauswerfen.«

»Dann bedenke, wer sie ist.«

»Ein wunderbar gutes und liebes Mädchen.«

»Eine Gesellschafterin, ohne Familie und Vermögen.«

»Habe ich etwa Vermögen oder Familie?«

»Fritz! Du weißt ja, dass ich daran arbeite, das Geheimnis deiner Geburt zu enthüllen.«

»Lassen Sie lieber den Vorhang drüber. Ich bin jetzt ein ganz und gar glücklicher Kerl.

Ich habe sie; ich habe meine Uniform – wollte sagen, meinen Kräutersack; ich kann zuweilen einige Augenblicke mit Nanon sprechen; ja, ich darf sogar morgen mit ihr verreisen. Das ist bereits mehr, als dazu gehört, zufrieden zu sein.«

»Aber wenn du doch der Sohn eines Grafen, eines Generals wärst?«

»Dieses Glück wäre wohl nicht so groß wie dasjenige, der Mann dieser Nanon sein zu dürfen.«

»Nun gut, sprechen wir jetzt nicht weiter darüber. Wenn es mir gelingt, diesen Bajazzo aufzufindig zu machen, so ...«

»So werden Sie vielleicht erfahren«, fiel Fritz ein, »dass wir Spinnwebe gesponnen haben.«

Da wurde die Tür geöffnet; der Wirt blickte herein.

Er machte, als er die beiden sah, ein finsternes Gesicht, trat näher und fragte, sich an Fritz wendend:

»Sind Sie schon lange hier?«

Fritz machte das dümmste Gesicht, welches er fertigzubringen vermochte, und antwortete:

»Sie wissen es ja.«

»Ich? Ich sah Sie nicht kommen.«

»O doch! Als ich zum ersten Male bei Ihnen einkehrte, standen Sie unter der Tür.«

»Ah, wer fragt denn darnach.«

»Sie doch.«

»Ist mir nicht eingefallen.«

»Donnerwetter! Sie fragten mich doch, wie lange ich bereits hier bin, in Thionville.«

»Da haben Sie mich falsch verstanden. Ich meine, wie lange Zeit Sie bereits hier sitzen, nämlich heute.«

»Hm! Ich habe nicht nach der Uhr gesehen.«

»War jemand im vorderen Zimmer?«

»Die Kellnerin.«

»Kein Gast?«

»Nein.«

Jetzt schien der Wirt beruhigt zu sein. Er wendete sich an Müller und fragte diesen:

»Sie waren noch nie bei mir, Monsieur. Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Aus welchem Grund fragen Sie. Muss man, um ein Glas Wein bei Ihnen zu trinken, sich legitimieren?«

»Nein; das nicht, aber ich liebe es, die Herren zu kennen, welche bei mir verkehren. Sie wissen ja, Monsieur, es ist Pflicht eines Wirtes, jeden nach seinen begründeten Ansprüchen zu behandeln.«

»Möglich. Was mich betrifft, so sind meine Ansprüche nicht groß. Ich bin Erzieher. Auf Schloss Ortry.«

Ein leises Zucken ging über das Gesicht des Wirtes. Er ließ sein Auge von dem einen auf den andern herüber und hinüber schweifen und fragte:

»So sind Sie Herr Doktor Müller? Sie haben das gnädige Fräulein gerettet? Und auch den jungen Baron Alexander?«

»Es gelang mir, ihn vor dem gefährlichen Sturz zu bewahren.«

»Sie müssen ein sehr mutiger Mann sein.«

Dabei musterte er ihn mit offenbar misstrauischem Blick.

»Pah! Man tut sein Pflicht«, meinte Müller kalt.

»Haben diese Herren sich zufällig getroffen?«

»Zufällig«, nickte der verkleidete Offizier, der damit ja auch die Wahrheit sagte.

»Kennen Sie sich vielleicht?«

Das war denn doch zu unverschämt. Müller stand auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und antwortete:

»Bringen Sie Ihre Fragen bei Schulknaben an, nicht aber bei einem, der selbst gewohnt ist, Antworten zu hören. Hier die Bezahlung. Adieu!«

Er ging. Der Wirt blickte ihm nach und sagte dann, zu Fritz gewendet:

»Ein grober Mensch.«

»Ja«, meinte der Kräutersammler kurz.

»Finden Sie das nicht auch?«

»Sogar sehr. Ich hätte ihn beinahe ohrfeigen mögen.«

»Wieso?«

»Er trat hier ein, als ich mich eben niedergesetzt hatte. Meinen Sie etwa, dass er grüßte?«

»Nicht?«

»Fiel ihm gar nicht ein. Ich wollte ein Gespräch beginnen ...«

»Er mochte nicht?«

»Nein. Ich fing vom Wetter an; er aber gönnte mir nicht einmal einen Blick. Ich brachte